



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heinrich Sohnrey

Schöpke, Karl

Holzminden, 1949

Jugendjahre in Niedersachsen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83827](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83827)

Jugendjahre in Niedersachsen

Ein Körnchen fiel auf gutes Land,
Als ich nach Jahren wiederkam
Und meinen Weg vorübernahm,
Das ganze Feld in Blüten stand.

H. Sohnrey.

Heinrich Sohnrey ist am 19. Juni 1859 im Dorfe T ü h n d e, einige Kilometer südwestlich von Göttingen geboren. Obwohl seinem Herzen später von allen Berggruppen und Gebirgen seiner höhenreichen süd hannoverschen Heimat der Solling am nächsten stand, war dieser herrliche Gebirgsstock keineswegs seine eigentliche Heimat. Er liegt etwa 30 Kilometer nordwärts von Tühnde! Das Dorf Tühnde ist vielmehr in dem vielgestaltigen Hügel-land zwischen oberer Leine und Werra, zwischen dem Göttinger Wald und dem Bramwald, zwischen Göttingen und Hannoversch-Münden gelegen. Der nächste Berg ist der 500 Meter Hohe Hagen, dessen Basaltsteinbruch beweist, daß die Landschaft zum Teil vulkanischen Kräften ihre Formung verdankt, wie ja auch die beiden Spitzkegel der Gleichen

von Osten herüberwinken. Dieses Hügelland zeigt Felder und Wiesen, Dorfflecken und Wälder in buntem Gemisch.

In Söhrens Jugendjahren überzog eine schier unendlich ausgedehnte Decke herrlichen Waldes viele der Berge und Täler. So wie er in „Hütte und Schloß“ schreibt: „Das ‚Holz‘ zieht sich unter den verschiedenartigsten Benennungen um die Gemarkung, legt sich gleich einem Riesenmantel um Hügel und Berge und wogt durch Täler und Gründe wie ein schwarzes Meer . . .“

Und welch ein Wald! Es sind wohl die mannigfaltigsten, anheimelndsten, gesündesten, Leib und Seele erquickendsten deutschen Wälder überhaupt, die Wälder in den Weser- und Leinebergländern Südhannovers und Hessens! Hier lösen sich ab: dunkle, verschwiegene Fichten und Tannenbestände und hohe Buchendome, die im Vorfrühling noch ein unheimlich leeres und kahles Rippengewölbe bilden, im Mai ein feines, liches, goldgrünes Laubdach bauen und sich im Herbst in einen goldigen Himmel wandeln, von wo unablässig Goldstücke auf den Waldboden regnen und ihn dicht mit vergoldetem Teppich bedecken . . . Und dann die gewaltigen Eichenkämpfe mit den mächtigen Säulen der Eichen, „die sich über flachen Mulden und schroffen Gründen mit den Häuption zuneigten, bald laut wie im Zorn knarrten und rauschten, dann wieder nur ein leises Rauschen unterhielten, als erzählten sie sich

Er lernte hier auch sehr früh die entscheidende Bedeutung der sozialen und wirtschaftlichen Unterschiede auf dem Lande kennen und als einer der darunter Mitleidenden lebendigst empfinden. In diesem Jugendleben lag die Keimzelle des Sozialreformers Heinrich Cohnrey.

Und auch Bauern gab es in Tühnde genug, große und mittlere. Wohl waren sie nicht ganz so frei und selbstherrlich wie z. B. mancher Bauer der Lüneburger Heide, wo keine alteingesessene, alles überschattende Gutsherrschaft mit im Dorf saß. Aber auch diese Tühnder Bauern waren persönlich frei und die meisten durch den Wohlstand recht selbstbewußt. Zu einem guten Teil beruhte freilich dieser Wohlstand auf jahrhundertealten „Holzgerechtigkeiten“, die sie an einem Stück des gutherrlichen Waldes besaßen. Diese Waldgerechtsamen, die sich auf kostenfreies Brenn- und Nutzholz, auf Waldweide, Bucheckern- und Beeren sammeln und vieles andere bezogen, was ein reicher Wald den Menschen zu spenden vermag, gaben dem Dorf einen bedeutsamen wirtschaftlichen Rückhalt, zumal in schlechten Jahren und ganz besonders in harten Winterzeiten. „Sie war . . . eine Sparkasse für jedermann“, heißt es bei Cohnrey in „Hütte und Schloß“.

Und als den Tühndern dann durch die neue Zeit die Waldgerechtsame genommen wurde, haben sie sich durch die Fortschritte der Landwirtschaft und

durch ihren eigenen Fleiß (bisweilen auch Geiz) wirtschaftlich bald wieder erholt und es oft zu neuem Wohlstand gebracht.

Konnte so Klein-Heinrichs helles Auge überall Blicke hineintun in die Welt des Gutshofes und die so verschiedenartigen Welten aller der größeren und kleineren Bauernhöfe seines Dorfes (denn jeder Bauernhof ist ein Organismus für sich!), so waren in der bunten Welt der „kleinen Leute“ nicht nur seine Augen und Ohren sondern sein Herz zu Hause. Denn es ist ein Unterschied, ob man etwas nur betrachtet oder selbst miterlebt.

Und dem Knaben Gohnren wurde diese Welt der sesshaften, soliden Landarbeiter besonders vertraut. Es war eine arme, aber heileibe auch von den Bauern nicht verachtete Schicht. Hatten sie doch noch in Gohnrens Jugendjahren ebenfalls einen schönen Anteil an den Waldgerechtsamen gegenüber der Waldherrschaft und an der Almende der Gemeinde. Sie waren damals auch rechtlich noch viel stärker geschützt, als dies in späteren Jahren der Fall war.

Aber dann gab es auch noch die vielen anderen wirklich kleinen und kleinsten Leute im Dorf: die Witwen und alten Jungfern, die von land- und forstwirtschaftlicher Gelegenheitsarbeit lebten und von dem spärlichen Tagelohn kaum die Miete aufbringen konnten oder als ganz Arme der Gemeinde zur Last fielen oder auch abgedankte Soldaten, die

eine kleine Rente bezogen, oder sonstige Außenseiter in der vielgestaltigen Kleinwelt des Dorfes! Für alle diese Leute zeigte der Knabe Söhnren mit seinem warmen Herzen eine besondere Anteilnahme und konnte sie nachher um so besser schildern.

Im Dorfe ist es das Schöne und Fruchtbringende, daß man die Menschen bei der täglichen Arbeit kennen lernt. Und der kleine Heinrich machte bis zu seinem Weggang wirklich alle Arbeiten und Handgriffe mit, die man jeweils von seinem Alter erwarten konnte: Er kam mit schwerbeladener „Köse“, gefüllt mit Brennholz, aus dem Walde. Er hütete wochen- und monatelang allerlei Vieh, wie es seinem Alter entsprach und die Notwendigkeit erforderte: Gänse, Schweine, Schafe, Jungvieh, Kühe; einmal vertraute ihm ein tüchtiger Bauer zwei große Ochsen an, die er Kilometer weit übers Gebirge treiben mußte. Er schrieb später darüber: „Wer versetzt sich in mein Hochgefühl hinein, als mir die Ochsen nun wirklich auf die Seele gebunden wurden! Ich hatte ja schon manches Mal die Pferde in den Dorfteich geritten, den Klee- wagen ins Feld gefahren . . ., doch was war das alles gegen diese Aufgabe, zwei große angeschirrte Ochsen ‚übers Feld‘ zu bringen, nach einem ganz fremden Dorfe, das ich nur erst einmal in meinem Leben gesehen hatte!“

So war der Junge ganz in das Leben und in die Arbeit der Bewohner seines Dorfes von selbst

hineingewachsen und diese große Schule mit ihren zahllosen Erlebnissen, Erkenntnissen, Einblicken, Übungen und Gewöhnungen blieb für ihn allein maßgebend und fruchtbar weiterwirkend das ganze Leben hindurch. Das war die wirkliche Schule seines jungen Lebens.

Und die Schule? Sie war für ihn in ihrer damaligen Gestalt ein toter Fremdkörper seiner seelischen und geistigen Entwicklung wie für so viele Hunderttausende tieferer und schöpferischer Naturen, seitdem es eine „Lernschule“ gab. Damit soll selbstverständlich ein absprechendes Urteil nur über die land- und lebensfremde Gestaltung des Schulwesens gesprochen werden, die auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Übrigens, so sehr viel lebensfremder die Schule damals war als heute, die alte Dorfschule hatte doch auch ein glückliches Ventil: Man konnte sich ihr leichter entziehen! So nahm denn auch manchmal der kleine, damals schon sehr selbständige Goharey, wenn ein Gegenstand herannahte, der ihm wesensfremd war, wie etwa das Rechnen, Tafel und Bücher und wanderte wohlgemut nach Hause! Er wahrte so das Recht seines Wesens.

Dagegen konnte er daheim in der rauchigen Wohnstube stundenlang in der Bibel lesen, dem einzigen Buch, das es zu Hause gab. Einen erheblichen Teil seiner Lebensethik hat er aus Bibel und Gesangbuch geschöpft. Ein Beweis dafür, daß es auch sehr darauf ankommt, wo und wie man seine Bücher liest.

Übrigens hat sein Einsegnungspfarrer Giesecke, der erst im letzten Schuljahre den Religionsunterricht übernommen hatte, durch seine Persönlichkeit nicht nur einen sehr achtungsgebietenden, erzieherischen Einfluß auf Heinrich Cohnrey genommen, sondern ihn mit kräftigem Entschluß überhaupt erst auf den richtigen Lebensweg gebracht: Heinrich sollte L e h r e r werden!

So fuhr Pfingsten 1873 (zwei Jahre nach Gründung des Bismarckreiches) Heinrich Cohnrey nach A h l d e n an der Aller, auf die Präparande des tüchtigen, nur allzu tüchtigen Kantors Rabe. Er fuhr weit mehr geschoben als freiwillig. Was erwartete er auch selbst von einer weiteren Schulbildung, da er doch mit 14 Jahren in seiner Dorfschule nicht einmal das D seines Namens schreiben gelernt hatte!

Das größte Erlebnis der ersten Ahldener Zeit war — ein unermessliches Heimweh. „Der kleine Marktflecken in der grünen Allermarsch, aus dem ich mich einst in meiner jungen, tiefen Herzensnot so weit hinwegsehnte . . .“ schrieb er nach 30 Jahren in einer Erzählung.

Aber als dieses Heimweh endlich mit der harten Wirklichkeit in Einklang gebracht war, sproß allmählich eine starke Zuneigung zu dem freundlichen Allerstädtchen und der stillen Landschaft in ihm auf, die doch so sehr verschieden war von seiner eigenen Gebirgs- und Waldheimat: „Der kleine

Marktflecken, nach dem mich doch in all den späteren Jahren so oft und je länger desto mehr zurückverlangte."

Und das war das zweite große Erlebnis von Ahlden: Heinrich Sohnrey, der Sohn des Gebirgslandes des südlichen Niedersachsen war in seinem Inneren nun auch in der Flussebene des n ö r d l i c h e n Niedersachsen heimisch geworden. Er wurde damit gewissermaßen erst zum vollen Niedersachsen. Denn, was einer in den Wachstumsjahren zwischen 14 und 17 erlebt, das geht in sein Wesen über.

Zwischen 1876 und 1879 folgte das Lehrerseminar in Hannover. Der Dorfjunge kam nicht ohne starke Spannung und lebendige Aufgeschlossenheit nach der werdenden Großstadt Niedersachsens. Sohnrey selbst schreibt in seinem Aufsatz „Meine literarische Wiege am Hundemarkt“: „Wie manchmal hatte ich von meinem 14. Jahre an gelegentlich der Hin- und Herreise anlässlich der Ferien mit meinem Bündel unterm Arm am Ernst-August-Denkmal gestanden, den alten König andächtig bewundert und das ‚braschende‘ Leben um ihn her. Nun war ich ganz da und konnte alle Tage zu ihm gehen, wenn ich wollte . . .“

Es wäre also verfehlt, wenn man etwa behaupten wollte, daß diese „wundergroße und wunderschöne Stadt“ keinen bedeutenden Eindruck auf den stannenden Dorfjungen gemacht hätte.

Und doch geriet er, ganz anders als Hunderttausende anderer Schriftsteller, weder innerlich noch äußerlich in den Bann der Großstadt. Für ihn hatte eben das Schicksal einen ganz andern, einen entgegengesetzten Lebensweg vorgesehen.

Für diesen Lebensweg waren aber doch die drei Jahre in der geistig regen Residenzstadt ein entscheidender Anfang. In positiver und in negativer Beziehung.

Positiv waren es die Buchhandlungen, und war es das berühmte Hoftheater, welche in Seele und Geist des jungen Studenten den Grund zu seinem schriftstellerischen und künstlerischen Schaffen legte. Doch davon noch ein bißchen später!

Negativ war es seine Studienanstalt, das Lehrerseminar am Hundemarkt, das zwar nicht seinen Geist, aber seinen Charakter ungemein erstarcken ließ. Denn war der künftige Lehrer Gohnren ohnehin niemals ein Freund des (damaligen) Schulwesens gewesen, so war dieses Lehrerseminar danach angetan, ihm die „Schule“ völlig zu verleiden. Was sollte auch dieses Wald- und Dorfkind, mit der lebenswarmen, ungemein bunten Welt der wahren Wirklichkeit in seinem Herzen und Hirn, mit dem Geist, der in dieser Anstalt waltete: „frostig, hölzern, engherzig“. Und was konnte der künftige Meister der schriftstellerischen Darstellung mit einem Deutschlehrer beginnen, der seine deutschsprachliche Hauptleistung in der starken Betonung

der Endsilben erblickte: „wir leben, wir schreiben usw.“

Dieser selbe Deutsch-, zugleich sein Klassen-Lehrer, haßte den verträumten Jungen, der so gar kein sonderliches Talent für die „Endsilben“ hatte, wie einen Feind. „Sie sollen sich noch krümmen wie ein Wurm im Staube!“ donnerte ihn einmal der Gewaltige an, als Heinrich wieder die Silbe „ben“ verschluckt hatte!

Aber diese drei Jahre stillen und offenen Kampfes mit dem geistlosen und dabei kleinlich rachsüchtigen Klassenlehrer (dem er doch so ganz und gar ausgeliefert erschien!) stählten ungemein die angeborene niedersächsische Widerstandskraft gegenüber Unrecht und Bedrückung. „Bei aller mir angeborenen dörflichen Bescheidenheit und Schüchternheit krümmte ich mich jedoch nicht und fand deshalb auch keine Gnade vor seinen Augen“. In seinem nachherigen großen Lebenskampf als Sozial- und Kulturreformator hat Gohnrey immer wieder diesen unbeugsam zähen, dabei aber stets gerecht bleibenden Widerstands- und Kämpferwillen benötigt. Das Lehrerseminar in Hannover war seine grundlegende Schulungsstätte hierfür gewesen!

Nun, nach recht und schlecht bestandenem Examen, trat das eigentliche Leben des Mannes in Beruf an ihn heran. Auch das verlief noch Jahre lang in Niedersachsen, innerhalb seiner südhannoverschen Heimatlandschaft. Da, man kann

sagen, erst durch diese Lehrerjahre in seinen niedersächsischen Dörfern wurde Heinrich Sohnrey zum tiefblickenden Kenner und lebenserfahrenen Schilderer des heimatlichen Dorf- und Volkslebens. Auch darauf kommen wir noch in dem Abschnitt „Heimatsdichter aus der Lindenhütte“ zu sprechen.

1879, kaum 20 Jahre alt, erhielt Sohnrey eine Lehrerstelle in dem Dorfe Nienhagen, gelegen an der Weper, einem östlichen Ausläufer des Sollings. Hier kam er nun zum ersten Male in seinen Solling! Sechs Jahre wirkte er in dem einsamen Sollingdorf. Sechs Lebensjahre zwischen 20 und 26, die beim langsam sich entwickelnden nordischen Manne meist zu den taten- und lebens- und liebedurstigsten gehören! In diesem Alter erhält oft ein Mann seine letzte und kräftigste innere Prägung.

Sohnrey erhielt sie dort sowohl als Volkschriftsteller wie als praktischer Volkskundler. Von beiden wollen wir später noch eingehend sprechen. Es war ein reiches, vollausgefülltes, fruchtbares Halbdouzend Jahre, die er dort im Gebirgsdorfe zubachte: Als ein sich gut entwickelnder junger Lehrer unter den Dorfkindern stehend (der ehemals so schlechte Seminarist erhielt eines Tages sogar ein besonderes Belobigungsschreiben seines hohen Konsistoriums in Hannover!), als beliebter Volkstumsforscher, der sich von Großmüttern und Förstern, von Frauen und Männern, ja von Schulkindern Sagen,

Geschichten, Stippstörchen usw. erzählen ließ, als Gründer eines Gesangsvereines und einer Dorfbücherei, als gelegentlicher Redner in Bezirkslehrertagungen, der dort lebhaft für Volks- und Heimatkunde und lebendigen Geschichtsunterricht eintrat. Das war Heinrich Cohnrey in seinen Nienhagener Jahren.

Ein lebendiges Bild seiner Person entwarf Lehrer Weigand aus einer Lehrerversammlung in Northeim*) „Wir waren noch nicht lange im Gange, als sich die Türe öffnete und durch den Spalt eine tiefe, etwas belegte Stimme rief: „Eintritt für Unbefugte gestattet?“ — „Ah, Heinrich Cohnrey!“ tönte es wie aus einem Munde, und weiter: „Zimmer herein in den deutschen Bund!“ Lachend trat er ein, ein Mann von mittlerer Größe, mager, bleich von Gesicht, mit kräftigem, dunkelblondem Haupthaar. Heiterkeit strahlte sein ganzes Wesen.“ Aber auch die andere Seite seines Wesens schildert Weigand: „Dabei kam es oft zu hitzigen Gefechten, denn Cohnrey saß voll neuer Ideen und wußte sie mit Beharrlichkeit zu vertreten. Für mich blieb der Freund immer ein Gegenstand höchster Bewunderung in seiner unerschöpflichen, natürlichen Heiterkeit und seiner grenzenlosen Liebe zum Dorfe.“

*) Abgedruckt aus Rothardt, Heinrich Cohnrey-Buch Berlin 1929.

Am Erfolgen, äußeren und inneren (übrigens auch auf dem Gebiete der Liebe!) fehlte es also dem jungen Dorflehrer keineswegs und er hätte es in seiner Berufslaufbahn mit der Zeit recht weit bringen können. Vielleicht zum Schulrat in Hannover und noch höher, wenn eben sein Schicksal ihn nicht anderswohin berufen hätte: Volkschriftsteller und Kulturbahnbrecher für das deutsche Land zu werden, das formte sich immer mehr als sein großes Lebensziel heraus.

Aber erst ging er noch, mit wenig Geld, an die hannoversche Landesuniversität Göttingen studieren. Deutsche Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, Geschichte, ja sogar Botanik. Gerne wäre er sofort nach Ablauf seiner Studienzeit an einer Zeitung oder Zeitschrift angekommen, um sich ungehemmt der Schriftstellerei widmen zu können. Aber die Zeit war noch nicht reif. Er mußte, lediglich des Lebensunterhaltes wegen, noch einmal in seinen Dorflehrerberuf zurück. Leicht hätte er in Göttingen eine Lehrerstelle bekommen. Aber er, „der schon eine Gänsehaut bekam, wenn er an einem städtischen Schulgebäude mit den auf dem Schulhof wimmelnden Kindern vorbeikam“ (Nothardt), schlug trotz tiefer wirtschaftlicher Not (er hatte noch als Student ein tüchtiges Mädchen aus der Weper geheiratet) die Stadtstelle aus und nahm lieber eine ganz kleine Dorflehrerstelle in dem Dorfe Möllensen am Hildesheimer Walde an. Doch es war nur noch ein

Opfer, das er seiner Mutter und Frau zuliebe gebracht hatte, keine Herzenssache mehr. Sohnen war mit jeglicher beamteten, irgendwie von der Obrigkeit bezahlten und abhängigen Stelle innerlich restlos fertig. Tränen kamen ihm während der ersten Schulstunde vor den Kindern, mit denen er es doch so gut verstand, und er mußte einen Augenblick aus dem Klassenzimmer gehen! Zwei Jahre noch, bis 1888, hielt er es tapfer aus, dann sagte er dem Lehrerberuf für immer Valet.

Außerst mühevoll schlug er sich dann noch zwei Jahre als freier Schriftsteller in N o r t h e i m zwischen Leine und Harz durch, als Familienvater mit einer stets wachsenden Kinderzahl!

Er war über dreißig geworden. Da schlug die Stunde seines raschen und großen Aufstieges in Deutschland. Aber dazu war vorher ein großes Opfer notwendig: das Verlassen der niedersächsischen, der süd hannoverschen Heimat.

Niedersachsen mit seinen ursprünglichsten, stärksten und besten Kräften hatte das d r e i ß i g j ä h r i g e Erziehungswerk an Heinrich S o h n e n bis zur äußersten Folgerichtigkeit vollendet. Zwei süd hannoversche Gebirgsdörfer, ein Dorf des Leinetales, ein Allerstädtchen, die hannoversche Residenz und Hauptstadt und die Landesuniversität Göttingen, sie alle hatten entscheidend zur Formung dieses niedersächsischen Mannes beigetragen. Und alle niedersächsischen Volksschichten, die Wald- und

Landarbeiter, die Bauern, die Lehrer und Pfarrer, vielleicht in geheimnisvoller Ahnenreihe auch ein niedersächsischer Adelseinschlag hatten das Wesen dieses besonderen Menschen gestaltet.

Und entsprechend der deutschen Erziehungs- und Mittleraufgabe Niedersachsens („Niedersachsen, die gute Kinderstube des deutschen Volkes“!) trat nun Deutschland an den Erzogenen und Durchgebildeten heran und forderte ihn für eine gewaltige, lebensentscheidende Aufgabe.